

John Irving
*Die vierte
Hand*

Roman
Aus dem Amerikanischen
von Nikolaus Stingl

Diogenes

Ein Unfall am Super-Bowl-Sonntag

Zwar hatte Mrs. Clausen Schatzman, Gingeleskie, Mengering & Partner geschrieben, sie sei aus Appleton, Wisconsin, aber sie meinte damit nur, daß sie dort geboren war. Zur Zeit ihrer Ehe mit Otto Clausen wohnte sie in Green Bay, der Heimat des berühmten Profi-Footballteams. Otto Clausen war Packer-Fan; von Beruf war er Bierwagenfahrer, und der einzige Aufkleber, den er an seinem Laster duldete, war in Green-Bay-Grün auf goldenem Feld.

PROUD TO BE A CHEESEHEAD!

Otto und seine Frau hatten vorgehabt, am Samstag abend, dem 25. Januar 1998, in ihre Lieblingssportkneipe in Green Bay zu gehen. Es war der Abend der 32. Super Bowl, und die Packers spielten in San Diego gegen die Denver Broncos. Aber Mrs. Clausen hatte sich schon den ganzen Tag schlecht gefühlt; wie so häufig sagte sie zu ihrem Mann, sie hoffe, sie sei schwanger. Sie war es nicht – sie hatte Grippe. Sie bekam rasch Fieber und erbrach sich schon vor dem Kickoff zweimal. Beide Clausens waren enttäuscht, daß es keine Morgenübelkeit war. (Da sie erst zwei Wochen zuvor ihre Periode gehabt hatte, hätte sie, selbst wenn sie schwanger gewesen wäre, noch gar nicht unter Morgenübelkeit leiden können.)

Mrs. Clausens Stimmungen waren leicht zu deuten – jedenfalls meinte Otto normalerweise zu wissen, was seine Frau dachte. Mehr als alles andere auf der Welt wünschte sie sich ein Kind. Auch ihr Mann wollte, daß sie eines bekam – in diesem Punkt konnte sie ihm nichts vorwerfen. Daß sie keine Kinder hatte, belastete sie schrecklich, und sie wußte, daß es Otto ebenso erging.

Was diesen speziellen Fall von Grippe anging, hatte Otto seine Frau noch nie so krank erlebt; er erbot sich, zu Hause zu bleiben und sich um sie zu kümmern. Sie konnten sich das Spiel am Apparat im Schlafzimmer anschauen. Aber Mrs. Clausen war so krank, daß sie sich überhaupt nicht vorstellen konnte, sich das Spiel anzuschauen, dabei war auch sie ein echter Cheesehead; daß sie ihr Leben lang Packer-Fan gewesen war, bildete ein starkes Band zwischen den beiden. Sie hatte sogar einmal für die Green Bay Packers gearbeitet. Sie und Otto hätten Karten für das Spiel in San Diego bekommen können, aber Otto flog nicht gern.

Nun war sie tief gerührt: Otto liebte sie so sehr, daß er sogar darauf verzichten würde, sich in der Sportkneipe das Spiel anzusehen. Mrs. Clausen wollte nichts davon wissen, daß er zu Hause blieb. Obwohl ihr zum Sprechen eigentlich zu übel war, nahm sie alle Kraft zusammen und verkündete in einem vollständigen Satz eine jener oft wiederholten Wahrheiten der Sportwelt, die Footballfans zustimmend verstummen lassen (und die zugleich jeder, der sich nichts aus Football macht, als kolossale Dummheit empfindet). »Es gibt keine Garantie dafür, daß man die Super Bowl noch mal erreicht«, stellte Mrs. Clausen fest.

Otto war auf geradezu kindliche Weise bewegt. Selbst auf

dem Krankenbett lag seiner Frau daran, daß er seinen Spaß hatte. Doch eines ihrer beiden Autos war wegen eines kleineren Unfalls mit Blechschaden auf einem Supermarkt-Parkplatz in der Werkstatt. Otto wollte seine Frau nicht ohne Wagen krank zu Hause lassen.

»Ich nehme den Bierlaster«, sagte er zu ihr. Der Bierlaster war leer, und Otto war mit allen in der Sportkneipe befreundet; sie würden ihm erlauben, den Wagen vor der Lieferanteneinfahrt zu parken. Am Super-Bowl-Sonntag wurde ohnehin nichts geliefert.

»Auf geht's, Packers!« sagte seine Frau schwächlich – sie war bereits am Einschlafen. In einer Geste stummer Zärtlichkeit, an die sie noch lange zurückdenken würde, legte Otto die Fernbedienung neben sie aufs Bett und vergewisserte sich, daß der richtige Sender eingestellt war.

Dann fuhr er zum Spiel. Der Bierlaster war leichter, als Otto es gewohnt war; immer wieder überprüfte er seine Geschwindigkeit, während er das große Fahrzeug durch die sonntäglich leeren Straßen steuerte. Seit seinem sechsten oder siebten Lebensjahr hatte Otto Clausen keinen Kickoff eines Packer-Spiels verpaßt, und diesen würde er auch nicht verpassen. Er war zwar erst neununddreißig, aber er hatte alle einunddreißig vorangegangenen Super Bowls gesehen. Er würde auch die zweiunddreißigste Super Bowl sehen, und zwar vom ersten Kickoff bis zum bitteren Ende.

Die meisten Sportjournalisten räumten später ein, daß die zweiunddreißigste Super Bowl mit zu den besten gehörte, die je gespielt worden waren – ein knappes, spannendes Spiel, das der Underdog gewann. Es ist allgemein bekannt, daß die meisten Amerikaner Underdogs lieben,

nicht aber in Green Bay, Wisconsin, im Falle der zweiunddreißigsten Super Bowl, in der die Denver Broncos, der Außenseiter, die Packers schlugen und damit alle Cheeseheads in tiefe Niedergeschlagenheit stürzten.

Am Ende des vierten Viertels standen die Green-Bay-Fans am Rande des Selbstmordes – nicht unbedingt jedoch Otto, der zwar auch niedergeschlagen, aber außerdem noch sturzbetrunken war. Er war während eines Bierwerbespots in den letzten zwei Spielminuten am Tresen fest eingeschlafen; zwar wachte er im Moment der Spielfortsetzung wieder auf, hatte sich zuvor jedoch ein weiteres Mal einer ungekürzten Fassung seines schlimmsten wiederkehrenden Traums ausgesetzt gesehen, der ihm Stunden länger vorkam als der Bierwerbespot.

Er befand sich in einem Kreißsaal, und in einer Ecke stand ein Mann, von dem er nichts als ein Augenpaar über einer Chirurgenmaske sah. Eine Geburtshelferin entband seine Frau, assistiert von einer Schwester, von der er sicher war, daß er sie noch nie gesehen hatte. Die Geburtshelferin war Mrs. Clausens Frauenärztin; die Clausens waren oft gemeinsam bei ihr gewesen.

Zwar hatte Otto, als er den Traum zum ersten Mal träumte, den Mann in der Ecke nicht erkannt, doch mittlerweile wußte er im voraus, wer der Mann war, so daß ihn eine dunkle Vorahnung beschlich.

Als das Baby auf der Welt war, zeigte das Gesicht seiner Frau eine so überwältigende Freude, daß Otto jedesmal im Schlaf weinte. In diesem Augenblick nahm der andere Mann die Maske ab. Es war dieser playboyhafte Fernsehreporter – der Löwenmann, der Katastrophenmann. Scheiße, wie

hieß er doch gleich? Jedenfalls galt die Freude in Mrs. Clausens Gesicht ihm, nicht Otto; es war, als wäre Otto gar nicht im Kreißaal oder als wüßte nur Otto, daß er da war.

Außerdem stimmte an dem Traum nicht, daß der Löwenmann zwei Hände hatte, in denen er das Neugeborene hielt. Plötzlich griff Ottos Frau nach oben und streichelte ihm den linken Handrücken.

Da sah es Otto selbst. Er starrte an seinem Körper hinunter, suchte nach seinen Händen. Die linke war weg – seine linke Hand war weg!

Das war der Moment, in dem Otto schluchzend aufwachte. Diesmal, in der Sportkneipe in Green Bay, bei einer Restspielzeit von knapp zwei Minuten in der Super Bowl, mißverstand ein anderer Packer-Fan seinen Schmerz und klopfte Otto auf die Schulter. »Scheißspiel«, sagte er mit bärbeißigem Mitgefühl.

Betrunken wie er war, mußte sich Otto heftig zusammenreißen, um nicht wieder einzudösen. Es ging nicht darum, daß er das Ende des Spiels nicht verpassen wollte; er wollte nicht noch einmal diesen Traum träumen, jedenfalls nicht, wenn es nach ihm ging.

Natürlich war ihm klar, woher der Traum kam, und er schämte sich deswegen so sehr, daß er seiner Frau nie von dem Traum erzählte.

Als Bierfahrer glaubte Otto, der Jugend von Green Bay ein Vorbild geben zu müssen – noch nie war er betrunken gefahren. Überhaupt trank Otto kaum, und wenn, dann nichts Stärkeres als Bier. Sofort schämte er sich ebensosehr für seine Betrunkenheit wie für seinen Traum und den Ausgang des Spiels.

»Ich bin zu betrunken zum Fahren«, gestand Otto dem Barkeeper, einem anständigen Mann und getreuen Freund. Der Barkeeper wünschte, es gäbe mehr Betrunkene wie Otto Clausen, das heißt verantwortungsbewußte.

Sie einigten sich rasch darauf, wie Otto am besten nach Hause käme, nämlich nicht, indem er sich von einem seiner betrunkenen und niedergeschlagenen Freunde mitnehmen ließ. Er konnte den Bierlaster ohne weiteres die knapp fünfzig Meter von der Lieferanteneinfahrt zum Parkplatz der Kneipe fahren, so daß er etwaige Lieferungen am Montag morgen nicht behinderte. Da der Parkplatz und die Lieferanteneinfahrt nebeneinanderlagen, mußte er nicht einmal einen öffentlichen Bürgersteig oder eine öffentliche Straße überqueren. Dann würde der Barkeeper ihm ein Taxi rufen, das ihn nach Hause brachte.

Nein, nein, nein – ein Anruf sei nicht nötig, hatte Otto gemurmelt. Er habe ein Handy in seinem Wagen. Er werde zuerst den Wagen wegfahren, dann selbst ein Taxi rufen und in seinem Wagen darauf warten. Außerdem wollte er seine Frau anrufen – um festzustellen, wie es ihr ging, und um mit ihr über die tragische Niederlage von Green Bay zu trauern. Im übrigen würde die kalte Luft ihm guttun.

Was die Wirkung der kalten Luft anging, mag er sich weniger sicher gewesen sein als im Hinblick auf den Rest seines Plans, aber er wollte sich auch die Nachberichterstattung im Fernsehen ersparen. Der Anblick der durchgedrehten Denver-Fans im Massentaumel ihrer Feiern wäre wirklich widerlich, genau wie die Wiederholung der Szenen, in denen Terrell Davis durch das Backfield der Packers spaziert war. Der Runningback der Broncos hatte die De-

fense von Green Bay so weich aussehen lassen wie... nun ja, *Käse*.

Bei dem Gedanken an die Angriffszüge von Denver fühlte sich Otto kotzelend, oder aber seine Frau hatte ihn angesteckt. So mies hatte er sich nicht mehr gefühlt, seit er gesehen hatte, wie ein Löwe diesem Schönling von einem Journalisten die Hand weggefressen hatte. Wie hieß das Arschgesicht bloß?

Mrs. Clausen wußte den Namen des unglücklichen Reporters. »Wie es wohl dem armen Patrick Wallingford so geht?« sagte sie zuweilen aus heiterem Himmel, worauf Otto den Kopf schüttelte und sich kotzelend fühlte.

Nach kurzem, andächtigem Schweigen fügte seine Frau dann hinzu: »Ich würde dem armen Mann meine eigene Hand geben, wenn ich wüßte, daß ich bald sterbe. Du nicht auch, Otto?«

»Ich weiß nicht – ich kenne ihn ja nicht mal«, hatte Otto erwidert. »Es ist nicht so, als gäbe man einem Fremden eines seiner Organe. Das sind bloß Organe. Wer kriegt die je zu Gesicht? Aber die *Hand*... das ist nun mal ein erkennbarer Teil von einem selber, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Wenn du tot bist, bist du tot«, hatte Mrs. Clausen gesagt.

Otto erinnerte sich an die Vaterschaftsklage gegen Patrick Wallingford – im Fernsehen und in sämtlichen Zeitungen und Zeitschriften war darüber berichtet worden. Der Fall hatte Mrs. Clausen gefesselt; sie war sichtlich enttäuscht gewesen, als die DNS-Analyse ergab, daß Wallingford nicht der Vater war.

»Was kümmert's dich, wer der Vater ist?« hatte Otto gefragt.

»Er hat einfach so ausgesehen, als wäre er der Vater«, hatte Mrs. Clausen geantwortet. »Er sieht so aus, als müßte er es sein, meine ich.«

»Er sieht ziemlich gut aus – willst du das damit sagen?« hatte Otto gefragt.

»Er sieht aus wie der ideale Kandidat für eine Vaterschaftsklage.«

»Ist das der Grund, warum ich ihm meine Hand geben soll?«

»Das habe ich nicht gesagt, Otto. Ich habe bloß gesagt: ›Wenn du tot bist, bist du tot.«

»Soviel habe ich mitgekriegt«, hatte Otto gemeint. »Aber wieso meine Hand? Wieso er?«

Nun müssen Sie etwas über Mrs. Clausen erfahren, noch ehe Sie wissen, wie sie aussah: Wenn sie wollte, konnte sie etwas in ihren Tonfall legen, wovon ihr Mann einen Ständer bekam. Das ging ruck, zuck.

»Wieso deine Hand?« hatte sie ihn in ebendiesem Ton gefragt. »Na, weil ich dich liebe und nie jemand anders lieben werde. Jedenfalls nicht so.« Das hatte Otto dermaßen zugesetzt, daß er sich dem Tod zu nahe fühlte, um etwas zu sagen; sämtliches Blut aus seinem Gehirn, seinem Herzen und seinen Lungen floß in seine Erektion. So war das jedesmal.

»Und wieso er?« hatte Mrs. Clausen in der Gewißheit weitergefragt, daß Otto von diesem Zeitpunkt an vollkommen in ihrer Hand war. »Na, weil er eindeutig eine Hand braucht. Das ist ja wohl offensichtlich.«

Es hatte Ottos ganzer Kraft bedurft, eine schwache Ant-

wort zustande zu bringen. »Es gibt ja wohl noch andere, die ihre Hand verloren haben.«

»Aber die kennen wir nicht.«

»Ihn kennen wir auch nicht.«

»Er ist im Fernsehen, Otto. Jeder kennt ihn. Außerdem macht er einen netten Eindruck.«

»Du hast gesagt, er sieht aus wie der ideale Kandidat für eine Vaterschaftsklage!«

»Das heißt nicht, daß er nicht nett ist«, hatte Mrs. Clausen erwidert.

»Ach so.«

Dieses »Ach so« erschöpfte den letzten Rest seiner schwindenden Kräfte. Otto wußte, was als nächstes kam. Wieder einmal war es ihr Ton, der ihn umhaute.

»Was machst du gerade?« hatte sie ihn gefragt. »Lust, ein Baby zu machen?«

Otto hatte kaum nicken können.

Aber ein Baby war immer noch nicht da. Mrs. Clausen fügte ihrem Brief an Schatzman, Gingeleskie, Mengerink & Partner eine getippte Erklärung bei, die sie Otto hatte unterschreiben lassen. Er hatte nicht protestiert. Er hatte das Gefühl, die Blutzirkulation in seinen Fingern sei vollständig zum Erliegen gekommen und er sehe der Hand eines anderen beim Unterschreiben zu. »Was machst du gerade?« hatte sie ihn auch damals gefragt.

Dann hatten die Träume begonnen. Jetzt, an diesem trostlosen Super-Bowl-Sonntag, war Otto nicht nur sternhagelvoll, sondern trug auch an der Last einer schwer nachvollziehbaren Eifersucht. Und den Bierlaster knappe fünfzig Meter weiterzufahren war gar nicht so einfach, wie es

ihm vorgekommen war. Ottos ungeschickte Bemühungen, mit dem Schlüssel die Zündung zu betätigen, überzeugten ihn; er war nicht nur zu betrunken zum Fahren – womöglich war er sogar zu betrunken, um den Wagen anzulassen. Er brauchte dazu eine Weile, genau wie der Entfroster, um das Eis unter dem Schnee auf der Windschutzscheibe zu schmelzen. Seit dem Kickoff hatte es nur noch weitere fünf Zentimeter geschneit.

Vielleicht schürfte sich Otto die Knöchel seiner linken Hand auf, als er den Schnee von den Seitenfenstern wischte. (Das ist nur eine Vermutung. Wir werden nie erfahren, *wie* er sich die Knöchel aufschürfte, nur *daß* sie aufgeschürft waren.) Und bis er langsam gedreht und rückwärts die kurze Entfernung zwischen der Lieferanteneinfahrt und dem Parkplatz zurückgelegt hatte, waren die meisten Super-Bowl-Zuschauer aus der Kneipe gegangen. Es war noch nicht einmal halb zehn, doch auf dem Parkplatz standen außer seinem nicht mehr als vier, fünf Autos. Er hatte das Gefühl, ihre Besitzer hatten das gleiche getan wie er – ein Taxi gerufen, das sie nach Hause brachte. Alle anderen Betrunkenen waren bedauerlicherweise selbst gefahren.

Dann fiel Otto ein, daß er noch gar kein Taxi gerufen hatte. Zuerst war die Nummer, die der Barkeeper ihm aufgeschrieben hatte, besetzt. (Wie viele Leute müssen an jenem Super-Bowl-Sonntagabend in Green Bay Taxis gerufen haben, um sich nach Hause fahren zu lassen?) Als Otto schließlich durchkam, machte ihn der Mann in der Zentrale darauf aufmerksam, daß er mindestens eine halbe Stunde würde warten müssen. »Vielleicht sogar eine Dreiviertelstunde.« Der Mann in der Zentrale war ehrlich.

Otto war das egal. Draußen herrschten für die Jahreszeit milde minus vier Grad, und der Betrieb des Defrosters hatte die Fahrerkabine des Wagens etwas geheizt. Zwar würde es da drin bald kalt werden, aber was waren schon minus vier Grad bei leichtem Schneefall für jemanden, der in weniger als vier Stunden acht, neun Bier gekippt hatte?

Otto rief seine Frau an. Er merkte, daß er sie aufgeweckt hatte. Sie hatte das vierte Viertel gesehen; dann war sie, weil sie sich sowohl schlecht als auch deprimiert fühlte, wieder eingeschlafen.

»Ich habe mir die Nachberichterstattung auch nicht ansehen können«, gab er zu.

»Armes Baby«, sagte seine Frau. Diese Worte benutzten sie, um einander zu trösten, doch seit kurzem erwogen sie – angesichts von Mrs. Clausens bislang erfolglos gebliebenem Bemühen, schwanger zu werden – einen neuen Kosenamen. Der Ausdruck bohrte sich wie ein Dolch in Ottos Herz.

»Das wird schon noch, Schatz«, versprach Otto ihr plötzlich, denn der herzensgute Mann war auch in seinem Rausch und seiner Niedergeschlagenheit so sensibel anzunehmen, daß seine Frau hauptsächlich darunter litt, daß sie statt Morgenübelkeit Grippe hatte. Was ihr wirklich zu schaffen machte, war nicht die belanglose Nachberichterstattung, nicht einmal die herzerreißende Niederlage der Packers.

Daß Mrs. Clausens Gynäkologin in Ottos Traum geraten war, leuchtete vollkommen ein; sie war nicht nur die Ärztin, die Mrs. Clausen regelmäßig wegen ihrer ungewollten Unfruchtbarkeit konsultierte, sondern sie hatte Otto und seiner Frau auch gesagt, er solle sich »checken« lassen. (Da-

mit meinte sie diese Spermienzählerei, wie Otto das bei sich nannte.) Sowohl die Ärztin als auch Mrs. Clausen vermuteten, daß Otto das Problem war, aber seine Frau liebte ihn dermaßen, daß sie sich davor fürchtete, es herauszufinden. Otto fürchtete sich ebenfalls – er hatte sich nicht »checken« lassen.

Ihre Komplizenschaft hatte die Clausens noch enger aneinandergebunden, als sie es ohnehin schon waren, doch mittlerweile hatte auch das zuweilen zwischen ihnen herrschende Schweigen etwas Komplizenhaftes. Otto mußte immer wieder daran denken, wie sie das erste Mal miteinander geschlafen hatten. Das war nicht bloß romantisch von ihm, obwohl er ein zutiefst romantischer Mann war. Im Falle der Clausens war der erste Liebesakt selbst der Heiratsantrag gewesen.

Ottos Familie besaß ein Sommercottage an einem See. In Nordwisconsin gibt es viele kleine Seen, und an einem davon besaßen die Clausens ein Viertel der Uferlinie. Als Mrs. Clausen das erste Mal hinkam, erwies sich das fälschlich so genannte »Cottage« als Ansammlung von Hütten mit einem nahe gelegenen Bootshaus, das größer war als jede einzelne von ihnen. In dem noch nicht ausgebauten Raum über den Booten war Platz für eine kleine Wohnung, und es gab zwar keinen Strom auf dem Grundstück, in der Haupthütte aber immerhin einen Kühlschrank (eigentlich sogar zwei), einen Herd und einen Heißwasserboiler (alles mit Propangas betrieben).

Das Wasser für die sanitären Einrichtungen kam aus dem See; die Clausens tranken es nicht, aber sie konnten immerhin ein heißes Bad nehmen, und es gab zwei Toiletten mit

Wasserspülung. Sie pumpten das Wasser mit Hilfe eines Benzinmotors von Rasenmähergröße aus dem See, und sie hatten ihren eigenen Klärbehälter – einen ziemlich großen. (Die Clausens achteten gewissenhaft darauf, ihren kleinen See nicht zu verschmutzen.)

An einem Wochenende, als seine Eltern nicht hinfahren konnten, nahm Otto seine zukünftige Frau mit an den See. Sie schwammen kurz vor Sonnenuntergang vom Bootssteg aus, und von ihren nassen Badesachen tropfte das Wasser zwischen den Brettern hindurch. Abgesehen von den See- tauchern war es so ruhig, und sie saßen so still, daß das von ihren Badeanzügen tropfende Wasser sich anhörte, als hätte jemand einen Hahn nicht ganz zuge dreht. Die Sonne war erst vor wenigen Minuten untergegangen; sie hatte die Holzbretter den ganzen Tag gewärmt, und Otto und seine Zukünftige spürten ihre Wärme, als sie ihre feuchten Badesachen auszogen. Sie legten sich zusammen auf ein trockenes Handtuch. Das Handtuch roch nach Sonne, und auch das auf ihren Körpern trocknende Wasser roch nach See und Sonne.

Es gab kein »Ich liebe dich« oder »Willst du mich heiraten?« Als sie einander auf dem Handtuch auf dem warmen Steg in den Armen lagen, die Haut noch feucht und kühl, war das ein Moment, der nach einer stärkeren Verpflichtung verlangte. Es war das erste Mal, daß die spätere Mrs. Clausen Otto jenen besonderen Ton und ihre erregende Frage hören ließ: »Was machst du gerade?« Es war auch das erste Mal, daß Otto feststellte, daß er zu schwach zum Reden war. »Lust, ein Baby zu machen?« hatte sie gefragt. Es war das erste Mal, daß sie es versuchten.

Das war der Heiratsantrag gewesen. Er hatte mit seinem Ständer, einer Erektion mit dem Blut von tausend Worten, »ja« gesagt.

Nach der Hochzeit hatte Otto über den Booten im Bootshaus zwei separate Zimmer gebaut, die von einem gemeinsamen Flur abgingen. Es waren zwei ungewöhnlich lange, schmale Räume – »wie Kegelbahnen« hatte Mrs. Clausen ihn geneckt –, aber er hatte es so gemacht, damit die Bewohner beider Räume das Seeufer sehen konnten. Eines war ihr Zimmer – das Bett nahm fast die gesamte Breite ein und war auf Fensterhöhe hochgesetzt, um ihnen die optimale Aussicht zu gewähren. Im anderen Zimmer standen zwei Einzelbetten; dieses Zimmer war für das Baby.

Bei dem Gedanken an das unbewohnte Zimmer über den sanft schaukelnden Booten kamen Otto die Tränen. Das nächtliche Geräusch, das er am meisten liebte, nämlich das kaum hörbare Plätschern des Wassers gegen die Boote im Bootshaus und gegen den Steg, auf dem sie zum ersten Mal miteinander geschlafen hatten, erinnerte ihn mittlerweile nur noch an die Leere jenes unbenutzten Zimmers.

Das Gefühl am Ende des Tages – das Gefühl einer nassen Badehose und wie es war, sie auszuziehen; der Geruch von Sonne und See auf der nassen Haut seiner Frau – schien mittlerweile von unerfüllten Erwartungen vergällt zu sein. Die Clausens waren seit über zehn Jahren verheiratet, gingen aber seit zwei, drei Sommern praktisch nicht mehr zu dem Cottage am See. Ihr Leben in Green Bay nahm sie zu sehr in Anspruch; irgendwie wurde es immer schwieriger, wegzukommen – so ihre Begründung. In Wirklichkeit aber war es für sie beide noch schwieriger, sich damit abzufin-

den, daß der Duft der Kiefern­bäume der Vergangenheit angehörte.

Und jetzt mußten die Packers auch noch gegen die Scheiß-Broncos verlieren!, grämte sich Otto. Der unglückliche, betrun­kene Mann konnte sich kaum noch erinnern, weshalb er in dem kalten, geparkten Bierlaster plötzlich zu weinen angefangen hatte. Ja, richtig, weil seine Frau »armes Baby« gesagt hatte. In letzter Zeit hatten diese Worte eine verheerende Wirkung auf ihn. Und wenn sie sie dann auch noch in diesem speziellen Ton sagte. . . wie grausam die Welt doch war! Was war nur in seine Frau gefahren, daß sie das getan hatte, obwohl sie beide nicht zusammen waren, sondern nur miteinander telefonierten? Jetzt heulte Otto, *und* er hatte einen Ständer. Außerdem frustrierte ihn, daß er nicht mehr wußte, wie und wann das Telefongespräch mit seiner Frau geendet hatte.

Es war schon eine halbe Stunde her, daß er dem Mann in der Taxizentrale gesagt hatte, der Fahrer solle auf den Parkplatz hinter der Bar kommen. (»Ich bin in dem Bierlaster – ist gar nicht zu übersehen.«) Otto langte nach dem Handschuhfach, in das er sein Handy gelegt hatte – sorgsam, um die Bierdeckel und Aufkleber, die er dort ebenfalls aufbewahrte, nicht durcheinanderzubringen. Er verteilte sie immer an die Kids, die ihn umringten, wenn er seine Ware auslieferte. In Ottos Viertel nannten die Kids ihn »Bierdeckel-Mann« oder »Aufkleber-Mann«, aber eigentlich waren sie hinter den Bierpostern her.

Er konnte nichts Falsches daran finden, daß diese Jungs, Jahre bevor sie alt genug zum Trinken waren, Bierposter in ihren Zimmern aufhängten. Otto wäre zutiefst gekränkt

gewesen, wenn jemand ihm vorgeworfen hätte, er verleite junge Männer zum Alkoholismus; er machte den Kids einfach gern eine Freude, und wenn er die Bierdeckel, Aufkleber und Poster verteilte, so sprach daraus die gleiche liebevolle Sorge um ihr Wohlergehen, wie sie darin zum Ausdruck kam, daß er nicht betrunken Auto fuhr.

Aber wie hatte er es geschafft, einzuschlafen, während er nach dem Handschuhfach langte? Daß er zu betrunken war, um zu träumen, war ein Segen, jedenfalls fand er das. Otto hatte durchaus geträumt – er war nur zu betrunken, um es zu merken, zumal es sich um einen ganz neuen Traum handelte.

Er spürte den warmen, schweißschlüpfrigen Nacken seiner Frau in seiner rechten Armbeuge; er war dabei, sie zu küssen, seine Zunge war tief in ihrem Mund, während er sie mit seiner linken Hand – Otto war Linkshänder – immer wieder berührte. Sie war sehr feucht, ihr Unterleib preßte sich nach oben gegen seinen Handballen. Seine Finger berührten sie so leicht wie möglich; er gab sich alle Mühe, sie so gut wie gar nicht zu berühren. (Sie hatte ihm beibringen müssen, wie das ging.)

Plötzlich griff Mrs. Clausen in dem Traum, von dem Otto nicht wußte, daß es ein Traum war, nach Ottos linker Hand und führte sie an ihre Lippen; sie nahm seine Finger in den Mund, während er sie küßte, und sie schmeckten beide ihr Geschlecht, während er sich auf sie legte und in sie eindrang. Weil er ihren Kopf leicht an seinen Hals drückte, waren ihm die Finger seiner linken Hand, in ihrem Haar, so nahe, daß er sie riechen konnte. Seine rechte Hand lag auf dem Bett, neben ihrer linken Schulter; sie hielt das Laken

gepackt. Nur erkannte Otto sie nicht – es war nicht seine Hand! Sie war zu klein, zu feinknochig; sie war beinahe zart. Doch die linke Hand war seine gewesen – er würde sie überall erkennen.

Dann sah er seine Frau unter sich, aber aus einigem Abstand. Es war nicht Otto, unter dem sie lag; die Beine des Mannes waren zu lang, seine Schultern zu schmal. Otto erkannte das Gesicht des Löwenmanns im Profil – Patrick Wallingford vögelte seine Frau!

Nur Sekunden später, und in Wirklichkeit nicht mehr als ein paar Minuten nachdem er in seinem Laster eingeschlafen war, wachte Otto auf. Er lag auf der rechten Seite, sein Körper war über die Gangschaltung gekrümmt, der Schalthebel stupste ihn zwischen die Rippen, sein Kopf lag auf seinem rechten Arm, seine Nase berührte den kalten Beifahrersitz. Was seine Erektion anging – denn natürlich hatte er von seinem Traum einen Ständer bekommen –, so hielt er sie mit seiner Linken fest gepackt. Auf einem Parkplatz!, dachte er voller Scham. Er stopfte sich rasch das Hemd in die Hose und zog sich den Gürtel fester.

Otto starrte in das offene Handschuhfach. Da lag sein Handy – außerdem lag da, in der äußersten rechten Ecke, sein 38er Revolver, ein voll geladener Smith & Wesson, dessen kurzer Lauf in die ungefähre Richtung des rechten Vorderrades zeigte.

Otto muß sich auf den rechten Ellbogen aufgestützt oder aber fast in sitzende Position aufgerichtet haben, ehe er die Geräusche der Teenager hörte, die dabei waren, seinen Bierlaster aufzubrechen. Es waren bloß Kids, aber sie waren ein bißchen älter als die Jungs aus seinem Viertel, an die Otto

die Bierdeckel, Aufkleber und Poster verteilte – und sie führten nichts Gutes im Schilde. Einer stand in der Nähe der Kneipentür Schmiere; wenn ein Gast herausgekommen und zum Parkplatz gegangen wäre, hätte der Wachtposten die beiden, die den Bierlaster aufbrachen, warnen können.

Otto Clausen hatte nicht etwa deshalb einen geladenen 38er in seinem Handschuhfach, weil er Bierwagenfahrer war und Bierlaster häufig aufgebrochen wurden. Er hätte nicht im Traum daran gedacht, auf jemanden zu schießen, nicht einmal zur Verteidigung von Bier. Aber Otto war, wie so viele wackere Bewohner von Wisconsin, ein Waffennarr. Er mochte alle Arten von Schußwaffen. Er war außerdem Rotwild- und Entenjäger. Er jagte in der entsprechenden Saison sogar mit Pfeil und Bogen und hatte damit zwar noch nie ein Stück Rotwild geschossen, wohl aber viele mit dem Gewehr – die meisten in der Umgebung des Cottage der Clausens.

Otto war auch Angler – er war ein Allroundfreiluftmensch. Und obwohl er sich damit, daß er einen geladenen 38er im Handschuhfach hatte, strafbar machte, hätte kein einziger Bierwagenfahrer ihm deswegen Vorwürfe gemacht; aller Wahrscheinlichkeit nach hätte die Brauerei, für die er arbeitete, seine Haltung sogar insgeheim gutgeheißen.

Otto muß den Revolver wohl mit der rechten Hand aus dem Handschuhfach genommen haben – hinterm Steuerrad sitzend, konnte er schlecht mit der Linken ins Handschuhfach greifen –, und weil er Linkshänder war, hätte er die Waffe wohl mit ziemlicher Sicherheit in die Linke genommen, ehe er sich um den Einbruchversuch gekümmert hätte, der hinten an seinem Laster im Gange war.

Otto war noch immer schwer betrunken, und vielleicht fühlte sich die Smith & Wesson wegen der Eiseskälte des Metalls für ihn nicht ganz so vertraut an wie sonst. (Außerdem war er aus einem Traum hochgeschreckt, der so verstörend war wie der Tod selbst – seine Frau hatte mit dem Katastrophenmann geschlafen, der sie mit Ottos linker Hand berührt hatte!) Ob er den Revolver mit der rechten Hand spannte, ehe er versuchte, ihn in die Linke zu nehmen, oder ob er die Waffe unabsichtlich spannte, als er sie aus dem Handschuhfach nahm, werden wir nie erfahren.

Der Revolver ging los – soviel wissen wir –, und die Kugel drang vom Unterkiefer her in Ottos Schädel ein. Sie folgte einer geraden Bahn und trat auf der Schädelkrone des guten Mannes wieder aus, wobei sie Blut- und Knochenpartikel und ein Stück Gehirnmasse mit sich riß, wovon sich Spuren an der gepolsterten Decke der Fahrerkabine wiederfanden. Die Kugel selbst durchschlug auch das Dach. Otto war sofort tot.

Der Schuß erschreckte die jungen Diebe am hinteren Ende des Lasters zu Tode. Ein Gast, der gerade die Sportkneipe verließ, hörte den Schuß, das Wimmern, mit dem die verschreckten Teenager um Gnade flehten, und sogar das Klirren des Stemmeisens, das sie auf dem Parkplatz fallen ließen, als sie in die Nacht hinausrannten. Die Polizei faßte sie bald, und sie gestanden alles – ihre gesamte Lebensgeschichte bis zu dem Augenblick dieses ohrenbetäubenden Schusses. Bei ihrer Festnahme wußten sie nicht, woher der Schuß gekommen und daß tatsächlich jemand getroffen worden war.

Während der erschrockene Gast in die Sportkneipe zu-

rückkehrte und der Barkeeper die Polizei rief – er berichtete lediglich, es sei ein Schuß gefallen und jemand habe Teenager weglaufen sehen –, traf der Taxifahrer auf dem Parkplatz ein. Es fiel ihm nicht schwer, den Bierlaster auszumachen, doch als er sich der Fahrerkabine näherte, an der Fahrerseite ans Fenster klopfte und die Tür öffnete, fand er Otto zusammengesackt über dem Lenkrad, auf dem Schoß die 38er.

Noch ehe die Polizei Mrs. Clausen verständigte, die bei dem Anruf tief und fest schlief, war man sich dort bereits sicher, daß Ottos Tod kein Selbstmord war – jedenfalls nicht das, was die Cops als »geplanten Selbstmord« bezeichneten. Für die Polizei hatte der Bierwagenfahrer eindeutig nicht vorgehabt, sich umzubringen.

»So einer war er nicht«, sagte der Barkeeper.

Zugegeben, der Barkeeper hatte keine Ahnung, daß Otto Clausen über ein Jahrzehnt lang versucht hatte, seine Frau zu schwängern; der Barkeeper hatte auch keinen Schimmer davon, daß Ottos Frau wollte, daß Otto seine Hand Patrick Wallingford, dem Löwenmann, vermachte. Der Barkeeper wußte nur, daß Otto Clausen sich niemals umgebracht hätte, weil die Packers die Super Bowl verloren hatten.

Wie Mrs. Clausen die Gefäßtheit aufbrachte, noch in jener Sonntagnacht bei Schatzman, Gingeleskie, Mengerink & Partner anzurufen, wissen die Götter. Der Fernsprechauftragsdienst meldete ihren Anruf Dr. Zajac, der zufällig zu Hause war.

Zajac war ein Broncos-Fan. Nur um das zu verdeutlichen: Eigentlich war Dr. Zajac, Gott sei ihm gnädig, ein New-England-Patriots-Fan, aber in der Super Bowl hatte

er den Broncos die Daumen gedrückt, weil Denver in derselben Liga spielte wie New England. Als der Anruf seines Auftragsdienstes kam, war er gerade dabei, seinem sechsjährigen Sohn zu erklären, aufgrund welcher verquerten Logik er gewollt hatte, daß die Broncos gewannen. Wenn, so Rudys Meinung, die Patriots nicht in der Super Bowl waren, und das waren sie nicht, was spielte es dann für eine Rolle, wer gewann?

Während des Spiels hatten sie einen ziemlich gesunden Snack zu sich genommen – gekühlte Selleriestengel und Möhrenstücke mit Erdnußbutter als Dip. Irma hatte Dr. Zajac vorgeschlagen, er solle es mit dem »Erdnußbuttertrick«, wie sie das nannte, probieren, um Rudy dazu zu bringen, daß er mehr rohes Gemüse aß. Zajac nahm sich gerade vor, Irma für ihren Vorschlag zu danken, als das Telefon klingelte.

Das Klingeln schreckte den Hund auf, der in der Küche war. Medea hatte gerade eine Rolle Klebeband gefressen. Noch war ihr nicht schlecht, aber sie hatte ein schlechtes Gewissen, und der Telefonanruf überzeugte sie wohl, daß sie auf frischer Tat ertappt worden war, obwohl Rudy und sein Vater nicht wußten, daß sie es gefressen hatte, bis sie es auf Rudys Bett erbrach, nachdem alle schlafen gegangen waren.

Das Klebeband hatte der Mann liegenlassen, der das neue DogWatch-System installiert hatte, eine im Boden verlegte elektrische Barriere, die Medea am Verlassen des Gartens hindern sollte. Der unsichtbare elektrische Zaun bedeutete, daß Zajac (oder Rudy oder Irma) nicht bei dem Hund draußen sein mußten. Aber eben weil niemand bei

ihr draußen gewesen war, hatte Medea das Klebeband gefunden und gefressen.

Medea trug mittlerweile ein neues Halsband mit zwei nach innen, zum Hals hin, zeigenden Stiften. (Im Halsband befand sich eine Batterie.) Wenn sie die unsichtbare elektrische Barriere im Garten überschritt, bekam sie von diesen Stiften einen gewischt. Doch ehe sie einen elektrischen Schlag bekam, wurde sie gewarnt; wenn sie dem unsichtbaren Zaun zu nahe kam, gab das Halsband einen Ton von sich.

»Wie hört sich der an?« hatte Rudy gefragt.

»Wir können ihn nicht hören«, erklärte Dr. Zajac. »Das können nur Hunde.«

»Und wie fühlt sich der Schlag an?«

»Och, nicht schlimm – eigentlich tut er Medea gar nicht weh«, log der Handchirurg.

»Würde es mir weh tun, wenn ich mir das Halsband anlegen und zum Garten rausgehen würde?«

»Mach das ja nicht, Rudy! Hast du verstanden?« befahl Zajac ein wenig zu aggressiv, wie es seine Art war.

»Es tut also doch weh«, sagte der Junge.

»Medea tut es nicht weh«, beharrte der Arzt.

»Hast du es denn mal an deinem Hals ausprobiert?«

»Rudy, das Halsband ist nicht für Menschen – es ist für Hunde!«

Dann hatte sich das Gespräch der Super Bowl zugewandt und warum Zajac gewollt hatte, daß Denver gewann.

Als das Telefon klingelte, verkroch sich Medea unter dem Küchentisch, doch angesichts der Nachricht von Dr. Zajacs Auftragsdienst – »Mrs. Clausen hat aus Wisconsin angeru-

fen« – vergaß dieser den dummen Hund völlig. Der erwartungsvolle Chirurg rief die frischgebackene Witwe sofort zurück. Mrs. Clausen wußte noch nicht genau, in welchem Zustand sich die Spenderhand befand, doch Dr. Zajac war gleichwohl beeindruckt von ihrer Gefaßtheit.

Im Umgang mit der Polizei von Green Bay und dem zuständigen Arzt war Mrs. Clausen nicht ganz so gefaßt gewesen. Während sie die näheren Umstände des »vermutlichen Unfalltodes durch Schußwaffengebrauch« zu begreifen schien, zeigte ihr tränenüberströmtes Gesicht beinahe sofort den Ausdruck eines neuen Zweifels.

»Ist er wirklich tot?« fragte sie. Nie hatten die Polizei und der zuständige Arzt so etwas wie ihren seltsam in die Zukunft gerichteten Blick gesehen. Nachdem sie sich vergewissert hatte, daß ihr Mann »wirklich tot« war, hielt Mrs. Clausen nur kurz inne, ehe sie sich erkundigte: »Und wie geht es Ottos Hand? Der linken.«